

Dr. Wolfgang Settertobulte**»Jugend und Sucht: Welche Rolle spielt das soziale Umfeld?«**

Die Lebensphase Jugend ist geprägt von der unabwendbaren Entwicklungsaufgabe, vom Kind zum Erwachsenen zu werden. Der gemeinsame Einfluss im Rahmen politischer, ökonomischer und sozialer Veränderungen, Krisen, aber auch in Gestalt von kulturellen Trends und Moden ergibt eine beschreibbare „Generation“, welche bestimmte Erfahrungen und Einflüsse teilt und daher mit einer begrenzten Wahrscheinlichkeit vorhersagbare gemeinsame Einstellungen, Motive und Verhaltenstendenzen aufweist. Die dinglichen, sozialen und kulturellen Lebensbedingungen, wirken sich im Jugendalter, als sogenannte Sozialisationsbedingungen auf die Prägung der individuellen Persönlichkeit aus.

Die wichtigsten Annahmen der Sozialisationstheorie lassen sich in der gesundheitswissenschaftlichen Forschung zur Nutzung von psychoaktiven Substanzen wiederfinden. Dazu hier sieben Thesen:

1. These: Jeder Mensch ist während seines gesamten Lebenslaufs aktiv darum bemüht, ein Gleichgewicht zwischen seinen körperlichen und psychischen Ressourcen sowie der sozialen und physikalischen Umwelt herzustellen.

Gesundheit als die produktive, immer wieder erneut betriebene Lebensbewältigung verstanden, die eine intensive „Arbeit“ voraussetzt. Diese Arbeit besteht in der Balance zwischen den inneren körperlichen und psychischen Bedingungen (Veranlagung, Temperament, Anforderungen des Körpers, psychische Bedürfnisse und Antriebe, Selbstwertgefühl) und den äußeren Lebensbedingungen der sozialen und natürlichen Umwelt (Familie, Freundschaftsgruppe, schulische, Situation, Arbeitssituation, Wohnumwelt, ökologische Lebensbedingungen). Entwicklungsaufgaben bestehen darin, eine Gesundheitsbalance herzustellen, also die Risikofaktoren im körperlich-psychischen und im sozial-ökologischen Bereich zurückzudrängen und individuelle und soziale Schutzfaktoren aufzubauen, um eine produktive Lebensbewältigung herzustellen (Hurrelmann 2000).

2. These: Substanzkonsum sowie berauschende und grenzüberschreitende Handlungen wie z. B. der Konsum von Medien, Spielen, Arbeit oder Intimität sind seit Menschengedenken in diese Balance einbezogen.

Die aktuellen Ergebnisse der Jugendsurveys zeigen es an: Das Ausprobieren von Alkohol, Nikotin, Cannabis und Co gilt nach wie vor als normale Entwicklungserfahrung im Jugendalter. Die Selbststimulation durch Alkohol oder andere Substanzen oder durch nichtstoffliche stimulierende Tätigkeiten (Computerspiel, Glückspiel etc.) erfüllen individuell die Funktion, die Gesundheitsbalance zu befördern. Sie sind also für das Individuum logisch. Stimulierende und/oder beruhigende Mittel werden genutzt, um die psychischen Bewältigungskapazitäten zu stärken und einen Schutz gegen die Risikofaktoren von Innen und von Außen aufzubauen. Alle diese Handlungen sind daher ambivalent zwischen Risiko und Schutz. Psychoaktive Substanzen, dienen dem Konsumenten als „Medium“ bei der Herstellung der Gesundheitsbalance, sind also auch „Selbstmedikation“ zur Stimulation, Beruhigung oder Dämpfung, zum Erleben einer interessanten Erfahrung oder eines starken Sinneserlebnisses oder um eine subjektiv unerträgliche Situation nicht mehr in ihrer ganzen Tragweite wahrnehmen zu müssen.

3. These: Entgegen der individuellen Absicht des Konsumenten, sich mit psychoaktiven Substanzen oder berauschenden Handlungen eine Verbesserung der Befindlichkeit und der Fähigkeit zur Lebensbewältigung zu sichern, kann das Gegenteil erreicht werden.

Die subjektive Logik der „eigennützigen“ Selbstmedikation birgt die Wahrscheinlichkeit (das Risiko) in den Widerspruch zur objektiven Logik zu geraten: Das Abhängigkeitspotenzial aller psychoaktiven Substanzen und der berauschenden Handlungen wird in der Regel unterschätzt (Fehlanspassung). Kommt es zu einer immer wieder kehrenden intensiven und gewohnheitsmäßigen Nutzung dann ist das in der Regel ein Zeichen dafür, dass die Fähigkeiten und Kompetenzen der Lebensgestaltung zurückgedrängt und nicht – wie es sich der Konsument ursprünglich gewünscht hat – gestärkt werden. (paradoxe Effekt).

Wird die Droge zu einem dauerhaften Begleiter (Helfer) bei der Auseinandersetzung mit alltäglichen und übergreifenden Entwicklungsaufgaben im Lebensverlauf, dann kann sie die natürlichen und spontanen Fähigkeiten der Lebenskompetenzen schwächen und zurückdrängen. Der Konsument kann nun seine alltäglichen Herausforderungen nicht mehr ohne die psychoaktive Substanz bewältigen. Der Gebrauch ist damit in einen Missbrauch umgeschlagen, der Übergang zum Kontrollverlust und zur Abhängigkeit ist fließend.

4. These: Der Eintritt in die Lebensphase Jugend ist für Gebrauchs- und Missbrauchsdynamiken bei psychoaktiven Substanzen und berauschender Handlungen ein besonders riskanter Lebensabschnitt, weil es zu einer Zuspitzung entscheidender Entwicklungsaufgaben kommt.

Diese Lebensphase ist geprägt von der unabwendbaren Entwicklungsaufgabe, vom Kind zum Erwachsenen zu werden. Dies bedeutet, dass Heranwachsende von dem Moment an, in dem sie erste körperliche Veränderungen im Zuge der Pubertät an sich wahrnehmen bis zur Erlangung eines auch durch andere akzeptierten erwachsenen Selbstbildes, mit all jenen Merkmalen, Symbolen und Verhaltensweisen experimentieren, welche sie als vermeintlich erwachsen erfahren haben.

Weitere zentrale Entwicklungsaufgaben:

- Ablösung von den Eltern, Hinwendung zur Gleichaltrigengruppe, Aufbau einer sexuellen Beziehung
- Aufbau eines eigenen Wert- und Orientierungssystems einschließlich weltanschaulicher und politischer Orientierungen,
- Entwicklung der Schul- und Berufskarriere und der Voraussetzungen für eine eigenverantwortliche berufliche und ökonomische Existenz,
- Entwicklung von selbstbestimmten Konsummustern. Hierzu gehört auch das Erlernen des Konsums psychoaktiver Substanzen. Jugendliche müssen in jeder Hinsicht die Fähigkeit und Kompetenz entwickeln, mit vielfältigen und verlockenden Angeboten souverän umgehen zu können.

Jugendliche müssen alle Entwicklungsaufgaben so miteinander verbinden, dass eine Identität dabei entsteht, die auf einem stabilen Selbstwertgefühl beruht.

5. These: In schwierigen Bewältigungsphasen kommt es zu Überforderungen, die eine aggressive, eine depressive oder/und eine evasive Ausrichtung haben können.

Dies kann viele Gründe haben: So können fehlende Kompetenzen, die Wahrnehmung von Fremdbestimmung, soziale Ausgrenzung, akute oder chronische Schulschwierigkeiten oder ein abweichendes Entwicklungstempo, verbunden mit depressiven Verstimmungen oder aggressiven Tendenzen, Selbstwertproblemen oder Identitätskrisen vorliegen. Die typischen Reaktionsformen sind das Ausweichen in Problemverhaltensweisen. Z. B.: aggressives Verhalten, regressive und depressive Zustände oder evasives Verhalten (Flucht). Alkohol und andere Rauschmittel sind dann unmittelbar verfügbare „Lösungsmittel“. Werden psychoaktive Substanzen zur Kompensation von Problemen eingesetzt, ist dies nicht mehr als Risikoverhalten sondern als ein Problemverhalten zu

bezeichnen.¹⁸ Je früher im Lebenslauf dies auftritt, umso größer ist das Risiko der Suchtentstehung in Form körperlicher und psychischer Abhängigkeit. Dabei spielt auch die Verfügbarkeit und die soziale Wertung des dysfunktionalen Verhaltens eine entscheidende Rolle bei der Bestimmung des Risikos.

6. These: Die Sozialisationsforschung macht deutlich, dass es sich hierbei um eine ständige Auseinandersetzung, um eine produktive Verarbeitung von inneren und äußeren Realitäten handelt. Einer der wichtigen Faktoren ist die soziale äußere Realität, die aus den Elternhäusern, Gleichaltrigengruppen, Freunden, intimen Partnerinnen und Partnern, Schulen, Ausbildungsstätten und Nachbarschaften besteht.

7. These: Die Nutzung von psychoaktiven Substanzen ist stark schichtabhängig (milieuspezifisch) und variiert auch deutlich nach Geschlecht.

Dazu ein paar Aspekte veränderter Lebensbedingungen und neuer Herausforderungen bei Jugendlichen

Die „verschwindende“ Familie

Das Familienleben hat sich während der vergangenen Jahre drastisch verändert. Dazu zählen vor allem die vielfache Berufstätigkeit beider Elternteile, gestiegene Trennungs- und Scheidungsraten, Familien mit wechselnden Lebensabschnittspartnern und Alleinerziehende. Im Jahr 2013 machten in Deutschland alleinerziehende Mütter und Väter 20 % der Familien mit Kindern unter 18 Jahren aus, während ein Zehntel (10 %) aller Familien Lebensgemeinschaften mit minderjährigen Kindern waren. Im Jahr 1996 hatten diese Anteile noch 81 % (Ehepaare) bzw. 14 % (Alleinerziehende) und 5 % (Lebensgemeinschaften) betragen.

Etwa jeder dritte Jugendliche lebt heute in einer nicht dem Standard entsprechenden Familienform. Insgesamt ist dadurch, selbst für die übrigen zwei Drittel, die unumstößliche Sicherheit der Familie beeinträchtigt, da die Trennung der Eltern und das Auseinanderbrechen der Familie eine relevante Wahrscheinlichkeit erhält. In vielen Fällen ergibt sich hieraus ein Konfliktpotential von beträchtlichen Ausmaßen. Mehr denn je gehören Stress und Streitigkeiten mit der Familie für viele Jugendliche zu den tragenden Erfahrungen während der Pubertät, denn die Bedeutung und die mögliche Tragweite dieser Konflikte sind wesentlich größer geworden. Dies ist nicht neu, jedoch nimmt heute, mit der abnehmenden realen Bindungskraft der Familie, die ideelle Bedeutung der Familie zu. Mehr als 80 % der Unter-30-Jährigen sieht die Familie heute als wichtigsten Faktor in ihrem Leben an. Es scheint als würde die Familie umso stärker idealisiert, je

weniger die eigenen Eltern als verlässliche Institutionen erfahren wurden. In der individuellen Realität sind es dann doch die Peers, welche die entscheidende Bezugsgruppe darstellt.

Die virtuellen Freunde

Sozialisation erfolgt heute wahrscheinlich weit weniger als früher in der Familie, sondern im sozialen Umfeld der Freunde. Gegen die Orientierungsarmut der Heranwachsenden helfen die Kontakte zu Gleichaltrigen, sie erhalten heute bereits sehr früh einen entscheidenden Einfluss. Dies liegt vor allem daran, dass sich die Kontakte nicht mehr zwangsläufig aus der physischen Anwesenheit ergeben, sondern sich zunehmend in der virtuellen Welt der sozialen Medien abspielen. Ob die Freunde anwesend oder im Medium präsent sind, macht dabei kaum einen Unterschied, die virtuelle Gruppe ist aber wahrscheinlich größer.

Die Internet-Community hat andere Formen von Freizeitgestaltung weitgehend abgelöst und führen zu neuen Formen sozialer und psychischer Herausforderungen und Probleme. Jeder Jugendliche (100%) zwischen 12 und 19 Jahren besitzt heute ein Mobiltelefon, in der Regel (90 %) ein Smartphone. Die zeigt die aktuelle JIM-Studie des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest 2014. 98 % der Jugendlichen besitzen, oder haben ständigen Zugriff auf einen PC mit Internetzugang.

Aufgrund des einfachen Zugangs und des daraus folgenden erhöhten Interaktionsgrades eröffnen sich verschiedene Möglichkeiten zur Selbstentfaltung und Selbstdarstellung einschließlich der entsprechenden Rückmeldungen. Facebook, Twitter und Co sind heute eine bedeutsame Sozialisationsinstanz geworden, welche die Einstellungen und Motive, aber auch die Bewältigungsprozesse der Jugendlichen stark prägen.

Auch in den virtuellen Freundesgruppen entsteht ein verhaltenssteuernder Gruppendruck. Wenn die relevanten Freunde nicht real anwesend sind, erhalten Informationen über vermeintliche soziale Normen, eine noch größere Bedeutung, weil diese Informationen nicht unmittelbar überprüfbar sind. So wirkt die Gruppe auf ihre Mitglieder in der Weise, dass diese Annahmen darüber anstellen, wie sich die Anderen verhalten würden oder was sie vermeintlich bereits getan haben. So entsteht zum Beispiel die Motivation zum Erstkonsum von Alkohol oder Cannabis häufig aus einem subtilen Zusammenhang zwischen der subjektiven Vorstellung, der Konsum dieser Substanzen würde zur subkulturellen Identität dazugehören, der Ahnung, dass Andere bereits Erfahrungen gesammelt haben und der Befürchtung diesbezüglich ein Erfahrungsdefizit zu haben, welches wiederum die Anerkennung durch die Clique negativ beeinflussen würde. Dies gilt ebenfalls für andere Verhaltensweisen, besonders dann, wenn diese für die betreffen-

den Jugendlichen einen Entwicklungsfortschritt markieren. Der „Social Norms Approach“ sagt vorher, dass das individuelle Verhalten in den meisten Fällen motiviert wird durch Vermutungen bzw. Annahmen darüber, was ein „normales“ Verhalten in der entsprechenden Gruppe ist. Jugendliche überschätzen oft die Verbreitung von Alkohol- bzw. Rauscherfahrungen unter den Gleichaltrigen und schließen daraus für sich selbst auf ein Erfahrungsdefizit.

Bildung ist der Stoff aus dem die Träume sind

Für die aktuelle wirtschaftliche Entwicklung nimmt die Bedeutung der Faktoren Wissen und Kapital zu, während die des Faktors Arbeit tendenziell abnimmt. Hieraus resultieren massive Probleme für gering oder gar nicht qualifizierte Menschen. Diese stehen klar als Verlierer auf dem Arbeitsmarkt da, müssen sich mit dem Schicksal des Geringverdieners abfinden oder übernehmen gleich die Perspektive des dauerhaften Bezugs von Sozialhilfen. Es ist zu befürchten, dass ein Teil der jungen Generation volkswirtschaftlich regelrecht überflüssig wird. Bildung ist daher heute wichtiger denn je, denn der Bildungsabschluss wirkt sich, zusammen mit der sozialen Lage bzw. dem Milieu sehr stark auf die Zukunftsperspektiven der Jugendlichen aus.

Entsprechend hat sich die Aufenthaltsdauer in der Schule ständig verlängert, das durchschnittliche Niveau der Bildungsabschlüsse ist deutlich angestiegen. Eigene und auch elterliche Erwartungen an beruflichen Erfolg und Karriere werden bereits recht früh, nämlich im Grundschulalter in die Erwartungen an die schulischen Leistungen einbezogen. Die hohen Erwartungen an die persönliche Karriere, verbunden mit hohem Einkommen und unbegrenzter Teilhabe an der Konsumgesellschaft verstärken die Furcht vor den negativen Konsequenzen eines Schulversagens. Diese Erwartungen stehen jedoch zunehmend in Widerspruch zu der tatsächlichen Erreichbarkeit von beruflichen Zielen und Interessen von Jugendlichen. Diese Diskrepanz trägt heute wahrscheinlich in erheblichem Maße zur Verunsicherung von jungen Menschen bei. Entsprechend zählen nicht etwa tatsächliche schulische Schwierigkeiten sondern bereits die Befürchtung von schulischem Versagen zu häufigen zentralen Lebenserfahrungen heutiger Jugendlicher. Immer häufiger gehören daher leistungssteigernde Medikamente zum Bewältigungsrepertoire.

Es ist zu erwarten, dass sich an der Frage der Bildung die Gesellschaft in Zukunft teilen wird. Ein Viertel aller Jugendlichen hat heute entweder keinen Schulabschluss oder maximal einen Hauptschulabschluss. Junge Männer sind deutlich häufiger darunter als Frauen. Diese jungen Menschen sind die Verlierer dieser gesellschaftlichen Entwicklung und stellen die größte Risikogruppe für die Entwicklung von Drogenmissbrauch und Sucht.

Die vorangestellte Position der Sozialisationstheorie drückt aus: Eine bedeutende Funktion psychoaktiver Substanzen besteht darin, Mittel der Selbstregulation bzw. Selbstmedikation zu sein und zur Stress- und Gefühlsbewältigung und / oder als Mittel zur Problemkompensation zu dienen. Daher ist es wahrscheinlich, dass gerade solche Jugendliche Alkohol, Cannabis oder synthetische Drogen konsumieren, die mit problematischen Lebenssituationen und psychischen Zuständen fertig werden müssen. Die Gefahr von Substanzmissbrauch und Sucht ist für diese Gruppe von Jugendlichen immanent.

Bezogen auf das bevölkerungsbezogene Risiko der Suchtentstehung kann dies dahingehend gedeutet werden, dass nicht etwa der jugendliche Substanzkonsum an sich, a priori als problematisch zu bezeichnen ist, sondern vielmehr die Häufigkeit und Verteilung der unbewältigten psychischen und sozialen Problemstellungen, die mit der Suchtentstehung einhergehen.

In den letzten Jahren hat sich für die Arbeit in diesem Bereich eine Zielhierarchie entwickelt, die zunehmend von allen Fachstellen in der Suchtprävention und der Suchthilfe beachtet wird:

- Erstes Ziel ist es, alle Menschen in ihrem Verhalten zu unterstützen, die keinerlei psychoaktive Substanzen konsumieren. (klassische Primärprävention) Sie müssen durch geeignete Interventionen bestätigt, unterstützt und stabilisiert werden. Es hat viele Jahre gedauert, bis hier eine nachweislich wirksame Primärprävention Tritt gefasst hat und geeignete Strategien umsetzen konnte: Förderung von Lebenskompetenzen bedeutet, junge Menschen bei der Auseinandersetzung bei ihren Entwicklungsaufgaben zu unterstützen und sie darin zu stärken, eine eigenständige Lebensbewältigung vorzunehmen (Beispiel: Leben lernen, Fit und stark fürs Leben). -> *Problem der altersgemäßen Indikation*
- Ein weiteres wichtiges Teilziel ist es, wegen der möglichen Sensibilisierungs- und Bahnungsprozesse im Gehirn und wegen der psychischen Abhängigkeitsdynamik jeden Eintritt in den Konsum von psychoaktiven Substanzen so weit wie möglich in der Lebensspanne aufzuschieben. Der Weg dazu besteht allerdings weniger aus individuellen Ansätzen als vielmehr aus sog. verhältnispräventiven Strategien (Jugendschutz). -> *Effekt auf das soziale Umfeld*
- Zweites Ziel ist es, bei einmal bestehendem gewohnheitsmäßigem Konsum die Qualität und Wirkungsmenge einer psychoaktiven Substanz so zu reduzieren, dass möglichst wenige gesundheitsgefährdende körperliche und seelische Effekte eintreten. (Harm Reduction, sekundärpräventive Strategien) Grundvoraussetzung hierzu: Der Konsum der Substanz muss akzeptiert werden, zugleich wird

auf ein gesundheitsverträgliches Muster des Konsums hingewirkt.

-> *ethische und rechtliche Vorbehalte*

- Drittes Ziel ist es, bei einer bereits vorhandenen Abhängigkeit eine effektive Therapie einzuleiten und die Progression von einem leichten Stadium in ein schweres Stadium der Drogenkarriere zu verhindern (früher: tertiäre Prävention). Die therapeutischen Strategien müssen dabei Rücksicht auf körperliche und psychische Ausgangslagen der Klienten und ihr soziales Umfeld nehmen. (*Beispiel: HaLT, FRED*)

Konsequenzen für Strategien der Suchtprävention

Für die präventive, auf Suchtvermeidung abstellende Arbeit lässt sich aus den bisherigen Erkenntnissen die Konsequenz ableiten, alle Schritte jeweils auf die Stufe in der Entwicklung der Drogenkarriere abzustellen, auf der sich ein Konsument oder eine Konsumentin gerade befindet. **Ziel muss eine adressatengerechte, lebensphasen- und entwicklungsphasenspezifische Vorbeugung sein, die sich vor allem auch mit dem unmittelbaren sozialen Umfeld auseinandersetzt.** Dies jedoch ist ein idealistisches Postulat, das von der Realität noch weit entfernt zu sein scheint.